

# Bilder aus Italien

Autor(en): **Koenig, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573189>

## **Nutzungsbedingungen**

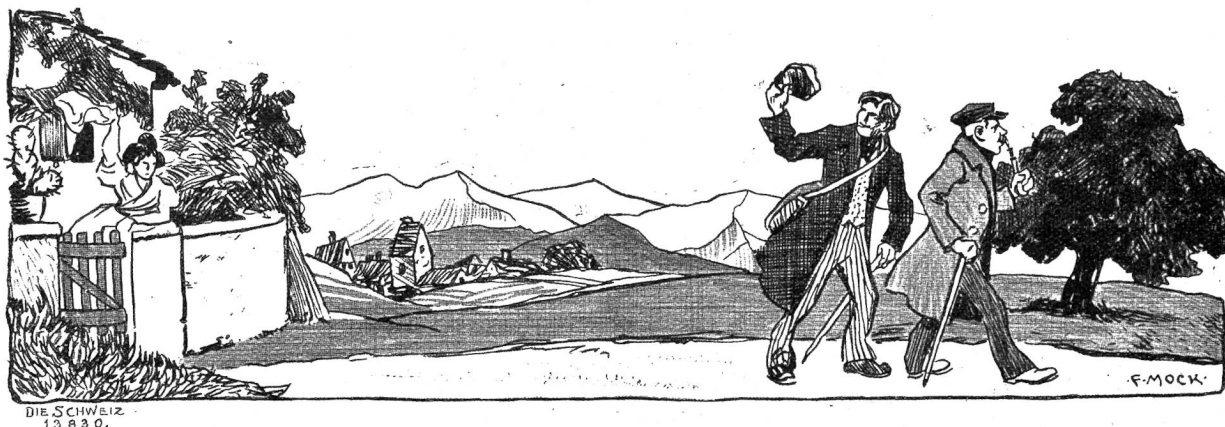
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DIE SCHWEIZ  
1890.

## →→→ Bilder aus Italien. ←←←

Alle Rechte vorbehalten.  
Nachdruck verboten.

Von Anna Koenig, Bern.

### III. Frühlingsfahrt am Golf von Salerno.

**N**apoli = Salerno! Partenza! schallt's in der schmutzigen Bahnhofshalle der schönen schmutzigen Parthenope, und langsam, wie's einem italienischen Schnellzug geziemt, kriecht das schwarze Ungetüm aus dem beengenden Dunst der Halle hinaus in die warme Frühlingsluft.

Endlich vorwärts, südwärts! Vorbei an den häßlichen Vorstädten mit ihrem Getreisch und der unsäglichen Unsauberkeit ins herrliche Land hinein! Vorbei an Barra, San Giorgio, Portici, immer näher zu Leibe dem unheimlichen Gefellen, dem Vesuv, an dessen Fuß ein einziger großer blühender Garten von Veilchen, Rosen und Nelken, ein großes rotes Feld von Erdbeeren sich hinzieht, schön gepflegt, wie man sie bei uns zu Lande kaum sieht. Die Gärtner sind fleißige Leute dort unten in Italien!

Immer weiter, immer weiter! Die Sonne lockt, die Berchen trillern in der blauen Luft. Rechts zur Seite funkelt das Meer und schlägt schäumend an die finstern trozigen Lavablöcke, die in breiten Straßen bis hinaus in die blaue Flut lagern. Lachendes, fröhliches, übermütiges Leben und grauser Tod auf einem Fleck! Nirgends habe ich sorglosere Menschen gesehen als hier, wo das Verderben Tag und Nacht drohend über jedem hängt, in den Dörfern unten an dem todbringenden Vulkan, der von Zeit zu Zeit zornige Rauchwolken ausstößt in die goldene Luft. „Ihr da unten, treibt's nur nicht zu toll!“ knurrt der Alte. „Wenn ich mal rede! Habt ihr's schon vergessen, wie ich Anno dazumal der Luft plötzlich ein Ende gemacht habe da drüben in Pompei und Herculanium? Und ihr tanzt ruhig weiter, wo doch eine ganze Stadt mit all ihren Bewohnern unter euch begraben liegt, mit Menschen, die einst ihres Lebens sich freuten wie ihr alle! Wißt ihr's schon nicht mehr, wie vor noch nicht dreißig Jahren meine rote Feuerfahne in euern Pygmäenwohnstätten flatterte, wie meine Sendlinge, die glühenden Lavaströme an eure Türen pochten, über eure Mauern stiegen, wie die Flammen an den Bäumen eurer Obstgärten emporleckten und wie alles in der Feuerflut unterging? Wie ihr mit eurer armen Habe eilends flüchtetet — Und nun sitzt ihr wieder da unten,

mir zu Füßen, baut euer Land, singt und jubelt — und denkt nicht an mich, euern ewigen Feind? Armes Menschengeschlecht! Immer wieder zieht es zurück auf die heimatliche Scholle!“

So grollt und murrst es aus der Tiefe des Berges, der seine rauchende Fackel drohend schwingt.

Ein Pfiff, und fort sind die unheimlichen Bilder! Ein modernes Stationsgebäude mit galonniertem Bahnhofsvorstand, moderne Hotelportiers, moderne Menschen mit dem roten Buch in der Hand, — das ist das neue Pompei neben dem alten, wo einsame Säulen noch reden von verschwundener Pracht und menschliche und tierische Ueberreste die Furchtbarkeit der damaligen Tage noch so tatsächlich vor Augen führen.

Ein Menschenstrom ergießt sich aus dem Zuge, und wir atmen erleichtert auf, da auch ein paar Schultyrannen aus deutschen und Schweizergauen, ganz in „Jägerwolle“ gehüllt, unser Coupé verlassen, dessen „Jägerluft“ wir schleunigt durch Herunterlassen der Scheiben durch die erfrischende Brise vom Meere her sanieren lassen. Gott behüte uns ferner gnädig in den engen, ungemütlichen italienischen Wagen vor neuen, aber nicht verbesserten Auflagen solcher Jäger-Männlein und -Weiblein!

Den guten alten Jten, den ehrlichen Schweizerwirt vom Albergo del Sole, sehen wir noch schnell im Vorüberfahren sein Bäuchlein sonnen. Nun ruht auch dieser Veteran aus dem Schweizerregiment in Neapel fern von der Heimat im heißen Boden am Fuß des Vesuv.

Aber fort, fort! Unser Ziel ist diesmal ein anderes. Wer möchte auch an solch goldnem Frühlingsstag sich Schreckbilder ansehen, wie etwa den im Todeskampf gekrümmten Hund im Museum zu Pompei oder den Mann mit dem Beutel voll Gold, der, auf der Flucht mit seinem Mammon vom grauen Aschenregen zugebedeckt, erstickt daliegt. Wer mag sich heute in verwüsteten menschlichen Wohnungen herumtreiben, wo die ganze Welt lacht, die Sonne strahlt, das Meer braust und die Berge in der Ferne blauen! «Vedero Napoli e morire!» — das alte, so oft gehörte Wort begreift man nirgends und niemals besser als auf solcher Fahrt

am blauen Golf entlang und an einem Frühlingstag. Immer weiter strebt unser Zug, vorbei an den hohen Fabriksschornsteinen von Angri-Pagani, wo Schweizerfleiß und Intelligenz sich Reichtümer sammelt, um in die liebliche Gegend bei Cava bei Tirenni einzumünden, die fast an ein Schweizertal gemahnt mit herrlichen grünen Wäldern und kühnen Felsen, die den Abschluß bilden.

Aber auch das lockt uns heute nicht, der Golf von Salerno ist unser Ziel, und eine Fahrt längs des Golfes bis nach Amalfi und nach Capri hinüber wird endlich nach jahrelangem Wunsche zur frohen Tat.

Da blinkt sie herauf, die Meeresbucht, in der die stillen einsamen Tempel der alten Poseidonia sich spiegeln, an deren sumpfigen Ufern die großaugigen Büffel weiden und giftige Dünste dem Wanderer Tod oder doch jahrelanges Siechtum bringen!

Das Leben am Bahnhof von Vietri, wo wir aussteigen, ist genau wie das Treiben bei unsern schweizerischen Dampfbootstationen: ebenso raubgierig stürzen sich die vielen Kosselenker auf ihre Beute, den harmlosen Reisenden, der sich ihrer nur mit größter Mühe erwehren kann. Wir vertrauen unsere gottlob gesunden Glieder demjenigen an, der am wenigsten zudringlich und dessen Wagen etwas weniger schmutzig erscheint als die andern, und mit dem landesüblichen: *Ah! Ah!* gehts fort in raschem Trab auf der staubbedeckten Landstraße.

Sagenumwobene Küste, Zauberland, wie schön bist du, wie wunderschön! Auf deinem Boden hat sich ein Stück großer Geschichte abgepielt, und das Bild des kühnen Hohenstaufen Friedrichs II. ist auf immer damit verknüpft. Wie manches Mal mögen seine glänzenden, waffenklirrenden Mauren auf ihren Araberhengsten den steilen Felsweg entlang gesprengt sein, und wie oft hier räuberische Sarazenen von der See her nächtliche Ueberfälle gewagt haben! Zeugen davon sind noch jene einsamen Türme am Meere, vom Volk noch heute Sarazentürme genannt, in denen der geharnischte Wächter hauste, Auslug zu halten nach dem fernen Sizilien hinüber, von wo Gefahr drohte, und die Bewohner des Landes durch Warnfeuer vom flachen Dach des Turmes zu alarmieren!

Heutzutage fahren nur noch nordische Fremdlinge des Weges, die der ewige Zauber des Sonnenlandes herlockt an diese seligen Gestade.

Gleich Cetara, das erste Fischernest, welch eine Fundgrube malerischer Motive! Hoch hinauf ziehen sich die Häuser, angeklebt, eingeklemmt in Felsenritzen, aus denen lustige Wildbäche hervorspringen dem Meere zu, überhängt von Zitronen- und Orangenhainen, aus denen goldene Früchte funkeln, die reinen hängenden Gärten der Semiramis! Immer ein Haus höher hinauf als das andere, und in der Ferne droben wie ein Adlerhorst eine zerfallene Burg, grau wie das Gestein, auf dem sie ruht, hoch hinauf gebaut bis da, wo die weißen Wolken hängen und langsam dahinziehen „wie schöne stille Träume“. „Ja wahrlich,“ sagt leise mein Gefährte, „mir ist, als ob ich längst gestorben bin, und ziehe selig mit durch ewige Räume!“ Der Mensch vergißt Erdennot und Erdenleid, Flügel wachsen ihm, die ihn hinaustragen über allen irdischen Schmerz!

Und wie verschwenderisch hier die Natur ihre Gaben austeilte! Einfache schmucklose Häuschen sind's, weiß getüncht, die da von der Höhe herabschauen. Aber liebevoll hat Mutter Erde gespendet, was zu ihrem Schmucke dienen kann: Rosenzweig und Jasmin wiegen sich im Winde, die Rebe rankt bis aufs Dach hinauf, gelbe Kürbisblüten verdecken die Schäden an den Mauern, und hinter all dem Geranke über der einfachen Pergola lachen lustige Kindergesichtchen, zu unserm Erstaunen nicht wenige Blondköpfschen mit hellen Augen, Nachkommen jener kühnen Normannen, die vom Zauber des Südens sehnsüchtig gelockt, immer wieder hieherzogen.

Wie Gedichte muten sie an, diese kleinen Nester Maiori, Minori und vor allem das kühne Atrani, das so fest auf einem Vorsprung des Felsens und in den Klüften hängt. Droben hoch am Berge Ravello, ein wahres Geiernest aus der maurischen Zeit, dem wir auch noch einen Besuch abzustatten uns vornehmen.

Und endlich Amalfi, die einst mächtige Handelsstadt, die den Schifffahrern die Gesetze vorschrieb bis zum fernen Byzanz hin, — nun ein armes schmutziges Fischerstädtchen, seit das Meer verschlungen, was kriegerische Einfälle der Pisaner und Genuesen noch übrig gelassen. Ein Wirrwarr von übereinander gebauten Häusern, schlüpfrigen Straßen, steilen Treppen, engen, licht- und luftlosen Vicoli, und vor allem das Heim einer schmutzstarrenden Bevölkerung, die an Brillen, Betteln und mitunter auch Stehlen dem neapolitanischen Lazzarone von Porta Capuana oder vom Mercato noch über ist, ein überaus abstoßendes Bild, das nur erträglich wird durch den goldenen Sonnenglanz und das blaue Meer und den ganzen unendlichen Zauber der Landschaft. Etwas diesseits des Städtchens liegt das Absteigequartier Albergo della Luna, für solche berechnet, die nicht als reiche „Inglest“ das viel vornehmere Hotel dei Cappuccini aufsuchen wollen, also auch für uns. Das Haus ist ebenfalls wie das „Hotel“ ein ehemaliges Kloster mit malerischem Kreuzgang und einer Cisterne inmitten des davon umschlossenen Gartens; alte Zellen bilden einen Teil der Fremdenzimmer, kaum der nötigsten Einrichtung Raum gewährend, aber mit einem herrlichen Ausblick aufs brandende Meer und bewacht von einem der alten Sarazentürme.

Die Tischgesellschaft in dem engen Saal ist ein rechtes Durcheinander aller Nationen, steife Engländer, etwas schwerfällige Schweden und Norweger, zwei Schweizer Hochzeitspärchen, die sich selbstverständlich seitwärts ins Gebüsch schlagen, und vornehmlich Norddeutsche, die sich nach aufgehobener Tafel andachtsvoll das Loch im alten Fremdenbuch besehen, wo einst der Name des eisernen Kanzlers gestanden, den sich ein Autographensammler vielleicht, jedenfalls aber ein Unversprorener herausgeschnitten hat. Damals war „Er“ aber noch nicht „der Eiserne“, sondern wahrscheinlich noch der Deichhauptmann und Landjunker Otto von Bismarck.

Mandolinenklänge locken uns und endlich auch die noch immer in das Betrachten des Loches Verliesten in den Kreuzgang, wo fröhliche Musikanten ihr: O Maria, Marie! und das ewige Gioiabella singen und wie sie alle heißen, die Volkslieder vom Piedigrottafest in Neapel. Wir fordern sie auf, eine Tarantella zu

tanzen, und bald klappern die Castagnetten und rasselt und klirrt das Tamburin in dem alten Klosterhof, wo früher fromme Patres ihre Vitaneien sangen und der Abt mit dem Brevier in der Hand auf- und abwandelte.

Uns zieht's noch hinaus in die helle Mondnacht, an den nahen Strand, von wo wir die Fischer mit Fackeln und Harpunen zum Fischfang abstoßen sehen.

Lautlose Stille! Nur das Meer redet seine große Sprache. Aber dort drüben im Westen fängt's zu grollen an: auf den heißen Frühlingstag ist ein schwüler Abend gefolgt. Schwarze Wolken ballen sich über den kühnen Felszacken, lauter rauscht die See und spritzt vom Sturm erregt uns der weiße Gischt in dem zitternden Mondlicht uns zu Füßen. Grelle Blitze zucken hinunter in die fast schwarze Flut; immer näher kommt das Gewitter, und plötzlich wird's ganz tiefe Nacht, und ein prasselnder Regen treibt uns eilig ins Haus zurück, wo wir vom offenen Fenster aus das große Schauspiel bewundern.

Längst schon haben sich die Boote im Hafen geborgen; denn das Meer geht hoch, und der Schiffer von Amalfi weiß, daß der Golf von Salerno ein ungleich wilderer Geselle ist als der blaue sanfte Meerbusen drüben jenseits bei Sorrento und nur wenige Häfen besitzt, worein man sich retten kann.

Auf einmal flammt es vor uns auf! Der ganze Turm ist in ein geisterhaftes blaues Feuer gehüllt. Der Donner kracht unmittelbar über unserm Haupte, und ein großer Felsblock rollt, vom Blitz geborsten, in die hochaufschäumenden Wellen! —

Nach einer etwas unruhig verbrachten Nacht — die meisten Reisenden waren durch den Donner Schlag aus dem ersten Schlaf aufgeweckt worden, und die Aengstlichen blieben, bis der Tag graute, „gegürtet und gerüstet“, die Tasche mit dem nötigen Kleingeld krampfhaft vor sich, wach — ging ein hellstrahlender Tag auf, und wir erwarteten unsern Koffelkenner von gestern, da er sich als ein wirklich zuverlässiger, anständiger Mensch erwies und zudem sein Pferdchen im nahen Minori untergebracht hatte. Also rasch den Schlaf aus den Augen gerieben und zu früher Morgenstunde vorbei an dem lärmenden Fischmarkt von Amalfi, wo ein paar Weiber sich eben um einen zappelnden Polypen balgten und mit rascher Bewegung die klappernden Zoccoli — ihre Schuhe — von den Füßen zogen, um sie sich gegenseitig um die Ohren zu schlagen, während die langen schwarzen Zöpfe wild in der Luft herumflogen. Der Amalfitaner Dialekt ist schon an und für sich etwas beinahe Unverständliches. Im Affekt steigern sich die Ausdrücke, und die Worte überstürzen sich derart, daß von Verstehen überhaupt keine Rede mehr ist. Zudem würde wohl diese Blumenlese von Rosenamen schwerlich unser Herz erfreut haben. Natürlich waren die drei Wegären sofort von einem dichten Kreise umstanden; denn da dem Lazzarone ja doch nichts zu tun bleibt, wenn er geessen und geschlafen hat, als sich in die Sonne zu legen und zu träumen, so ist ihm ein solcher «spettacolo» ganz erwünscht. Und Neugierde liegt ja dem Italiener im Blut. Ein Beispiel davon hatten wir wenige Tage zuvor in Neapel erlebt. Bekannte gingen mit uns eine Wette ein, daß sie durch einfaches Stehenbleiben sofort eine ganze

Schar Neugieriger zu versammeln imstande wären. Wir blieben also wie festgewurzelt vor einem großen finstern Hause in einem Vico stehen und sahen angelegentlich nach einem Fenster im dritten Stockwerk hinauf. Ein Junge trabt vorüber mit einem Stück „Pizza“ (Kuchen) in der Hand, auf der anmutige Bröcklein Pomodoro und kleine Fischlein im Fett schwimmen. Uns sehen und auch stehenbleiben, ist natürlich eins. An der gegenüberliegenden Haustüre schwagen zwei Weiber, die Hände in den Schürzen verborgen; denn es ist empfindlich kalt. Die gesellen sich zu uns. Ein „Fruittivendolo“ — der Gemüskrämer — kommt mit seinem mit Körben beladenen Esel gezogen. «Broccoli, broccoli belli!» Das Wort stockt ihm im Munde. Was da wohl los ist? denkt er, läßt Esel und Karren stehen und stellt sich zu der nachgerade ansehnlich wachsenden Gruppe. Der Schuster nebenan hört auf, sein Leder klopfen, verläßt seinen Stuhl, Pfriemen und Schuhe und fragt neugierig: «Ma cosa c'è?» Wir erwidern achselzuckend, wir wüßten nicht genau, aber wahrscheinlich sei da droben was Gräßliches geschehen, da wir einen Schrei aus dem Fenster gehört hätten. Das muß nun Frau und Kind auch sehen. Spornstreichs holt er sie aus dem Hintergrund des „Basso“, der finstern Stube zu ebener Erde, schmutzig und zerzaust wie sie eben sind. Kurz, ehe wir es uns versehen, sind wir umringt von einer Menge nicht eben salonfähiger Gestalten, und da die Wette gewonnen ist, machen wir uns leise aus dem Staube, nicht ohne im Vorübergehen dem braven Langohr einen freundschaftlichen Schlag gegeben zu haben; war er doch der einzige Kluge unter all den Dummen und hatte unterdessen von dem Kohl in seinen Körben weiblich geschmauft.

Doch wir sind ja nicht in Neapel, sondern in Amalfi, auf dem Weg nach dem malerischen Ravello, der alten Maurenstadt. Durch enge Gäßchen geht's zuerst, dann ins Val bei Molini, ins Mühlenental, wo die Räder von den fröhlich springenden Bergbächen getrieben werden, hinauf in eine schöne Wildnis mit herrlichen Kastanienbäumen, eine Gegend, die an das klüfereiche savoyische Ufer des Genfersees gemahnt. Wild emporstrebende Felsenzinken, Geröll und Steinwüste zur einen, hundertjährige Bäume zur andern Seite, so zieht sich die schöne neue Straße durch die Schlucht empor. Wieder zerfallene Burgen, zerstörte Wohnungen, und dort oben links am Südbhang des Monte Sant' Angelo ein einsames, weltverlorenes Städtchen mit einer Kirche, von deren Turm ein schrilles Glöcklein wimmert. Was mag das wohl bedeuten? Ein Schafhirte treibt seine Herde vor uns her, Ravello zu. Plötzlich zieht er den Calabrese vor Haupt und kniet mitten auf der Landstraße nieder, den Kopf demütig gesenkt, die Hände um den langen Stock verschlungen. Ein Gleiches tut unser Kutscher, der eifertig vom Bock herunterklettert; den alten Fiß in der Hand, beugt er ein Knie neben seinem Köhlein. Nun verstehen wir! Ein Priester kommt den steilen Pfad vom Bergstädtchen heruntergeschritten; vor ihm geht der Chorfnabe mit dem Glöcklein, das er unablässig erklingen läßt, ein zweiter hinter dem Geistlichen her mit dem Balbachin: die letzte Delung einem armen Sterbenden bringen sie

an diesem goldnen Frühlingsmorgen! Auch wir neigen das Haupt, um die Andächtigen nicht zu verletzen, und denken unwillkürlich an das alte, warnende: Hirtenknabe, Hirtenknabe! — — —

Doch leben wollen wir heute noch und die herrliche Welt genießen! Dort winkt endlich Ravello, und wir steuern auf das „Albergo Palombo“ zu, von dessen merkwürdiger Sauberkeit man uns Wunder erzählt hat. Ein freundlicher Hof empfängt uns. Oleanderbäume mit dunkelroten Blüten nicken zu beiden Seiten des Eingangs, und wir treten in einen gemütlichen blüh-blanken Vorraum, wo ein netter alter Herr, der aussieht wie ein gutgeschulter Haushofmeister eines vornehmen Hauses, uns willkommen heißt. Seine Frau komme sogleich, fügt er bei.

Wir treten in den Speisesaal. Neues Erstaunen! Ein blendendweiß gedeckter Tisch mit reizendem Blumenschmuck, blütenweiße Servietten, hübsche Tellerchen mit Radieschen, Sardellen und all den netten Säckelchen, die zu Hause den Familientisch gemütlich machen, sind anmutig aufgestellt.

Die Balkontüre geht auf, und eine freundliche, behäbige Frau stellt sich uns als „Madama Palombo“ vor, mit der in ein Gespräch sich einzulassen eine rechte Freude ist. Aus welcher meiner Aeußerungen sie herausfand, daß die Schweiz meine Heimat, weiß ich nicht. Aber ein froher Ausdruck geht über ihre Züge, und sie fragt, ob ich Bern kenne. Auf die Antwort, daß das meine Vaterstadt sei, strahlt sie förmlich. „Aber ich bin ja auch Bernerin! O bitte, sprechen Sie einmal ‚berndütsch‘; seit dreißig Jahren habe ich’s nicht mehr gehört und bin doch in Bern an der Postgasse zur Schule gegangen!“

Nun geht’s natürlich los mit Fragen und gerne gegebenen Antworten: ob diese und jene noch leben, und wie’s nun dort sei, ob dies alte Haus noch stehe und was dort geworden! — Nun soll einer noch bestreiten, daß die Welt nur ein großes Dorf sei!

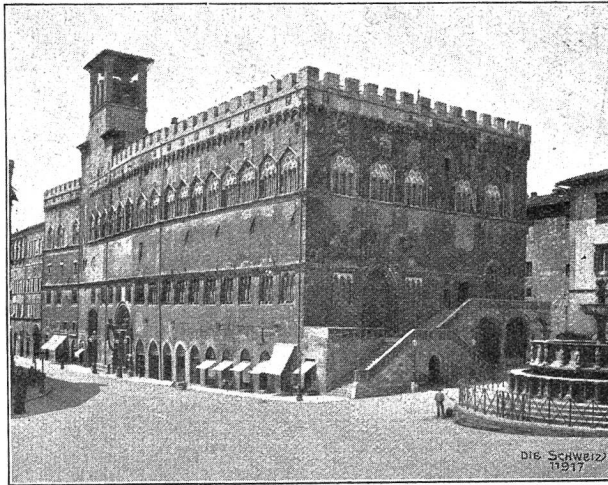
Die freundliche Landsmännin führt uns in die Pergola; wir müßten heute da draußen speisen, damit wir die Aussicht hätten, meint sie freundlich. Und wahrlich, der Ausblick war ganz dazu angetan, uns selber

zu verzaubern in dem alten, wie verzauberten Neste! Ruinen rings um uns, zerbröckelndes Mauerwerk, überragt von einem finstern Turm, und vor uns das dunkelblaue Meer, umsäumt bis hinüber nach Salerno von der ganzen Blumen- und Früchtepracht des Südens. Dort drüben ein einsamer Camposanto, der Friedhof von Minori, weißschimmernd auf halber Bergeshöhe und drüber hinaus nach Paestum zu die große einsame Wüste. Giftige Sümpfe, wo einst die altherühmten Rosengärten der griechischen Ansiedlung dufteten, weit hinaus ein riesiges Reich des Todes, aus dem nur an diesem klaren Tag die herrlichen Tempel herüberglänzen.

Raum können wir uns trennen von dem schönen Fleck Erde und den freundlichen Gastgebern und versprechen auch wiederzukommen. Dann aber geht’s noch in den uralten berühmten Dom mit den Bronzetüren, der maurischen Kanzel und all den Merkwürdigkeiten, die in den Reisehandbüchern zu lesen sind, und vor allem aus in den Palazzo Ruffalo mit seinen Oleandermädschen, dem maurischen Hof mit den prachtvollen Säulen. Etwas ganz Wunder-schönes entdeckten wir dort, was wir nirgends gesehen: die alte, halb zerfallene Schloßkapelle, deren ebenfalls maurische Fenster ganz von Epheu umrankt sind, zog uns an, und zu unserer großen Ueberraschung sahen wir dort dunkelgoldene Beeren aus dem Laub hervorleuchten — die Früchte des Epheus, die wir sonst nur als schwarze, unansehnliche Gewächse zu sehen gewohnt sind. Von der Pflanzenpracht in diesem alten, nun einem Engländer

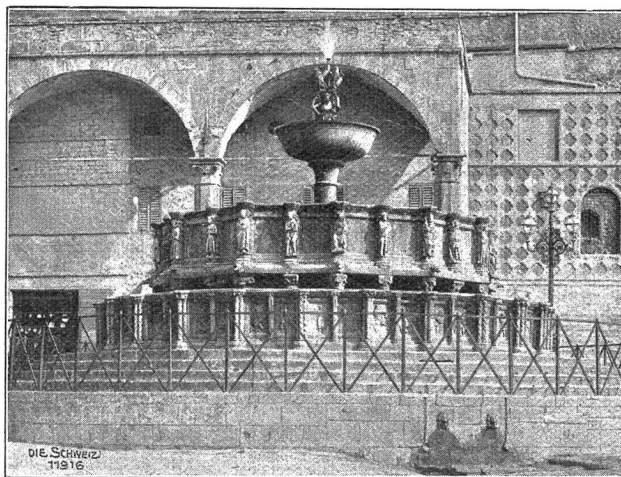
gehörenden Mauren-schloß macht man sich überhaupt schwer einen Begriff. Es ist alles von einer Leppigkeit und einem Farbenglanz, die selbst einem verwöhnten Auge imponieren.

Unserm Betturino ist indes die Zeit lang geworden. Höflich den Hut lüftend, kommt er in den Schloßhof und erinnert uns daran, daß wir besser vor einbrechen der Nacht den steilen Weg nach Amalfi zurückfahren und daß er heute noch nach Vietri heim müsse. Da wir uns noch den St. Andreasdom in Amalfi ansehen wollen, sind wir einverstanden, und es geht wieder bergab. Dem kleinen sardischen Pferdchen ist die leichtere Mühe auch zu



Perugia Abb. 1:

Palazzo Pubblico oder Comunale (Phot. Minari, Florenz).



Perugia Abb. 2:

Fonte Maggiore (Phot. Minari, Florenz).



Perugia Abb. 3: Papst Julius III., Bronzewerk des Vincenzo Danti auf Piazza Danti oder del Papa.

gönnen.  
Braves  
Tierchen!  
Wie war es  
so tapfer  
und mutig  
und heute  
den steilen Weg  
hinaufge-  
trabt, um  
dort oben  
ein nicht  
allzu reich-  
liches  
Futter zu  
finden, —  
einige  
Schoten  
vom Jo-  
hannis-  
brothbaum  
und ein  
paar ein-  
weichte  
Brotrinden  
mit Kleie.  
Genügsam  
wie ihre  
Herren find

ja auch die Tiere.

Zum Ave Maria kommen wir gerade recht nach Amalfi. Violette Schatten lagern schon über den Häusern und dem Dom, von welchem eben die Glocken läuten. Ueber die hohe Treppe hinauf treten wir ein in die schon dunkle Kirche, wo nur am Altar wie rote Punkte die Lichter brennen und die weißen Wölkchen des Weihrauches emporkirbeln. Sie und da funkelt, von einem letzten Sonnenstrahl getroffen, ein Mosaik auf oder tritt eine der sonderbar verschmückten normannisch-byzantinischen Säulen auf Augenblicke aus dem dämmernden Schatten und einer der Sarkophage wird gestreift von einem letzten Lichtblick — sonst geheimnisvolles Dunkel, zu dem das ferne Gemurmel des amtierenden Priesters fast unheimlich stimmt. — Es treibt uns hinaus aus dem dunkeln Heiligtum und — O Welt, wie bist du wunderschön! rufen wir beide im Augenblick, als wir unter die Säulenhalle treten, die den Eingang bildet und an der einst griechische Hände gemeißelt haben mögen. Wie ein Traum liegt es vor uns, das herrliche Ufer! Violett und purpurn erglänzt das Meer. Weit drüben im Westen erhebt sich Capri's Spitze, der Monte Solaro, auf dem Goldgrund des Abendhimmels; der Faraglioni seltsame Gebilde stehen wie drohende Klippen in der perlmutterfarbig schimmernden Flut. Zu unsern Füßen wimmelt es von emsigen Fischern, die ihre Netze auszuwerfen hinausrudern. Verlorene Klänge ihrer schwermütigen Weisen bringen bis zu uns: Bello pescatoriello vieni a pescar! —

Wie soll's nur werden im heimischen Norden, an nebelgrauen Tagen? Ob das Herz nicht ewig dort unten bleiben wird, an jene Sirenenküsten gebannt, die schon dem alten Odysseus gefährlich wurden?

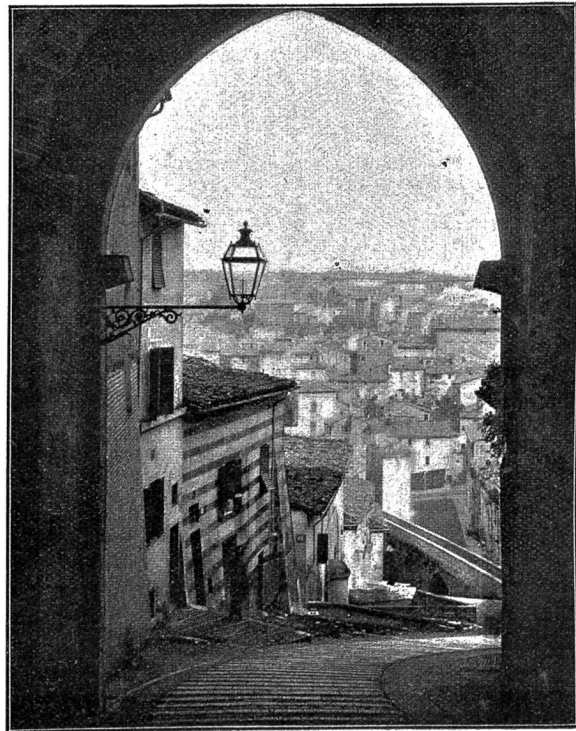
Doch fort mit den Gedanken an graue Regentage, Frost und Schnee, wo das Morgen uns noch so rosig winkt!

Früh am andern Tage liegt schon der kleine Dampfer im Hafen von Amalfi und setzt sich bald pustend und schwarze Rauchwolken ausstoßend in Bewegung. Lebe wohl, schönes Amalfi! —

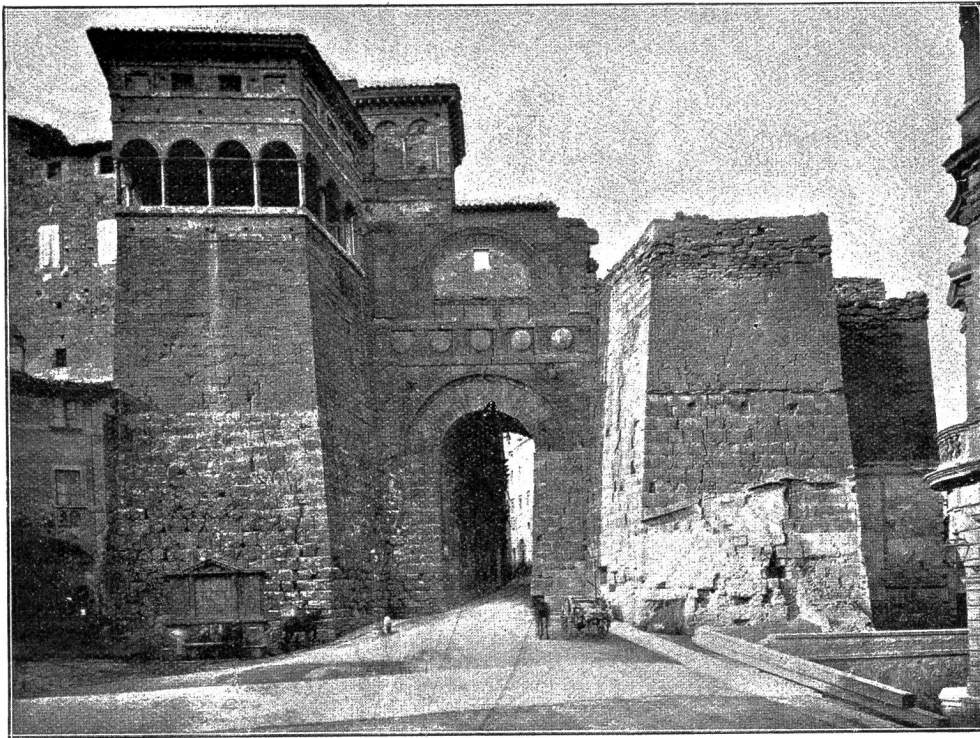
Herrlich ist's, in der frischen Morgenluft, fern von Staub und Lärm so in die Welt hinauszuschwimmen. Ein hübsches, nie gesehenes Schauspiel bieten uns die zahlreichen Delphine, die munter neben unserm Schiffe herziehen. Von Sizilien herüber weht der gedankenlähmende Scirocco; aber was tut's! Hier auf dem Wasser spüren wir ihn kaum und bemerken nur, in den schmalen Seeweg „La bocca piccola“ zwischen Capri und der sorrentinischen Halbinsel einmündend, wie er die Wellen unten am Tiberiusfelsen aufwühlt. An Cap Minerva vorbei, wo noch zur Zeit des Augustus im Tempel der Pallas Athene geopfert wurde, fahren wir in den Golf von Neapel ein, um bald darauf an der „Marina grande“ in Capri zu landen.

Welch ein Unterschied zwischen dem einst bedeutenden Amalfi, das, ein kleines Venedig, sogar einen Dogen besaß, und dem sauberen, so rasch aufblühenden „Kurort“ Capri. Leider! füge ich dem Worte „Kurort“ bei; denn wie viel Ursprüngliches, Altgriechisches möchte man sagen, hat sich in den wenigen Jahren auf Nimmerwiedersehen verloren!

Ob bei die Zeiten, wo die rehschlanken Capreserinnen mit der Amphora, dem Weinkrug, auf dem Kopf vom Ufer hinaufstiegen in dem steilen Treppenwege nach Anacapri oder, über die steinerne Brüstung hinausgelehnt, ausblickten nach den von der Küste Afrikas heimkehrenden Korallenfischern! Eine breite Fahrstraße, auf der die Carrozzella, die Droschke, hinauffährt, hat den malerischen



Perugia Abb. 4: Via Appia von oben gesehen (Phot. Minari, Florenz).



Perugia Abb. 5: Arco di Augusto (Phot. Minari, Florenz).

Felsenpfad ersetzt, Hotelomnibusse das Maultier, dessen Schellen so lustig klingen, und wenn du Capri wieder verlässest, fingen dir die braunen, halbnackten Zungen in gebrochenem Deutsch nach: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus!“

Ein gutes Stück von dem alten Zauber ist damit auf immer verschwunden, und Capri ein Fremdenort geworden wie viele andere — „eine deutsche Bierkneipe im blauen Meer“, wie ein großer deutscher Gelehrter zu sagen pflegt, dem noch das alte Capri lieb war.

Der „Don Pagano“ Scheffels ruht längst im Grabe, und seine einstige Künstlerherberge ist eine Karawanserei geworden, in der oft recht sonderbare Kostgänger des lieben Gottes hausen. Für den Abend war u. a. in dem einen Gesellschaftsraum eine Spiritisten-Sitzung geplant, während ein etwas verwahrloster Jüngling in nicht ganz tadellosem weißem Lawn-Tennisgewand im andern eine Vorlesung Dehmel'scher Gedichte mit „Kommentar“ in Aussicht stellte. Um dieser Skylla und Charybdis geistiger Genüsse zu entgehen, wanderten wir in die helle Sternennacht hinaus, den aus der dunkeln Flut gespenstig weiß aufragenden Faraglioni zu, vorüber an Punta Tragara den steilen Pfad zwischen blühendem Myrtengebüsch hinab, hinunter ans leise raumende Meer. Wenn seine Wellen zurückprallen, scheinen die schroffen Klippen wie blutbedeckt von den korallenartigen Gebilden an ihrem Fuß, und drohend steigt der finstere Geist Tibers auf, „Timberios“, wie der Volksmund ihn nennt, der im Erzählen grauser Sagen über den toten Kaiser noch heute nicht verstummt ist. Seltsamerweise beschäftigen sich die uralten Ueberlieferungen niemals mit Augustus, der doch während Jahren dem rauschenden römischen Leben auf eine Zeit lang hieher entflohen, um endlich auf seiner Rückreise im nicht fernen Nola vom Tode erreicht zu werden.

Keine Prachtbauten, keine Trümmer marmorner Götterbilder erzählen von ihm, der hier dem Prunke abhold sich nur an der Herrlichkeit der Natur erfreute, während die Spuren seines üppigen Stiefsohnes und Nachfolgers auf allen schönsten Stellen der Insel sich noch vorfinden. Entdeckte man doch vor nicht langer Zeit beim Bau der Villa eines bekannten Malers wieder einen ganzen, wohl erhaltenen Mosaikfußboden aus des Tibers Zeit, der nun eine Zierde des Künstlerheims bildet.

Ein ganz anderer Menschenschlag lebt auf Capri, als der drüben in Neapel und am gan-

zen Golf ist. Die Capresen nennen sich stolz Nachkommen der alten Griechen, die, von der Schönheit der Insel angezogen, ihren Delbaum und ihre Rebe aus der alten Heimat hierhin verpflanzt und sich hier niedergelassen haben. Die Sprache selbst ist eine melodischere, das ganze Wesen der Bevölkerung, besonders des abgeschlossenen Anacapri, ein, man möchte fast sagen: antik einfaches. Freilich sind viele der jungen Schönheiten in die Welt hinausgezogen mit fremden Freiern. Selbst die Tochter des alten „Don Pagano“ hat als Frau des Malers Benner die steilen, steinigten Wege ihrer Heimat mit den Pariser Boulevards vertauscht. Reiche Inglesi haben sich andere geholt, und drüben jenseits des Ozeans lebt die eine und die andere als reiche Farmersfrau, wie uns der Alte oben am Liberiusfelsen stolz versicherte. Bei den Mauerüberresten des alten Jupitertempels fanden wir ihn seine magere Kuh weidend, und da er uns, wie's nun einmal dort auch Sitte wird, die Hand hielt, seinen Soldo zu erbetteln, bemerkten wir ihm, wir hätten schon seiner Frau ein Almosen gegeben. Das sei nicht seine Frau, belehrte er uns, sondern seine Schwester, und die sei viel reicher wie er. Drüben in Amerika sei ihre Tochter an einen reichen Fremden — un forestiere ricco ricco — verheiratet, der gewiß cento vacche — hundert Kühe — und noch vielmehr Schafe und Ziegen besitze. Auf unsere Frage, ob denn die reiche Frau nicht den armen Verwandten in Capri helfe, meint er schmunzelnd: „O freilich, sie ist eine buona figliuola, ein gutes Kind — die Carminella; sie schickt Geld genug und Kleider für die Mutter und auch für mich. Ma cosa vuole? — Was wollt Ihr? Ich bin das Betteln nun gewöhnt, und so tue ich's auch weiter!“

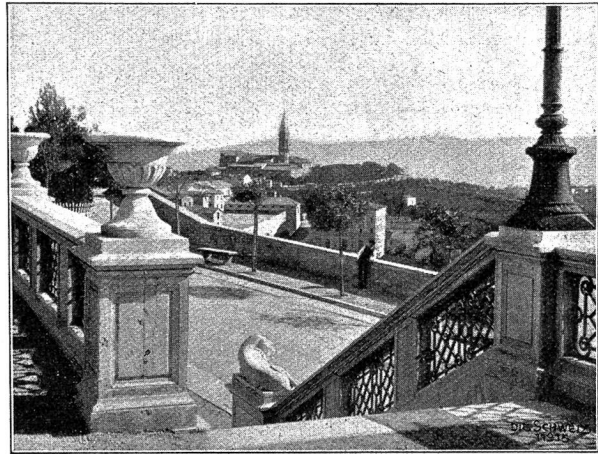
Lachend entrichteten wir unsern Obolus für die naive Mitteilung und wandern weiter zum Eremiten nach

Santa Maria del Soccorso auf dem Gipfel des Berges, wo ehemals der berühmte Leuchtturm des Kaisers stand.

Weit hinaus glänzt das Meer im Abendschein und schlägt an die Küste von Pozzuoli, wo einst Paulus landete, und an Cap Misen; nordwärts davon ist die Stelle, wo Cumae stand, die erste griechische Ansiedlung auf dem Festland Italiens. Der Golf von Bajä, einstmals die Stätte ausgelassener Luft der römischen Kaiser und ihres Hofes, ist nun ein ödes Land voller giftiger Miasmen geworden. In seinen Fluten fand Agrippina, die Mutter Neros, auf Geheiß des eigenen Sohnes den Tod! Hinter jener Hügelkette liegt der Avernensee, an dessen Ufer die Mythe den Eingang zum Orcus verlegt. Als Gegensatz zu den düstern, fluchbeladenen Stätten dort, weltverloren im purpurnen Meer, Procida, die Reizende, und drüber hinaus Ischia, die Herrliche, Blumenumgürtete, überragt vom Epomeo — eine Bühne weltgeschichtlicher Ereignisse, großartig wie wohl keine zweite!

Immer tiefer werden die Schatten. Weit drüben über Elba verfinstert die Sonne blutigrot, als wollten zwei Große der Erde sich einen letzten Gruß senden: Liberius von seinem Felseneiland Capri und der gewaltige Korje aus seinem Kerker, der einsamen Insel.

Am Golf von Neapel blitzen die Lichter auf. Wie



Perugia Abb. 6: Blick auf die Unterstadt mit Peterskirche (Phot. Minari, Florenz).

eine ununterbrochene strahlende Kette dehnen sie sich vom Posilipo bis nach dem Befuw, an dem ein roter Schein aufzuckt. Die schöne, gefährliche Kirche Neapel hat ihr funkelndes Geschmeide angetan, mit dem sie immer wieder zu verzaubern versteht!

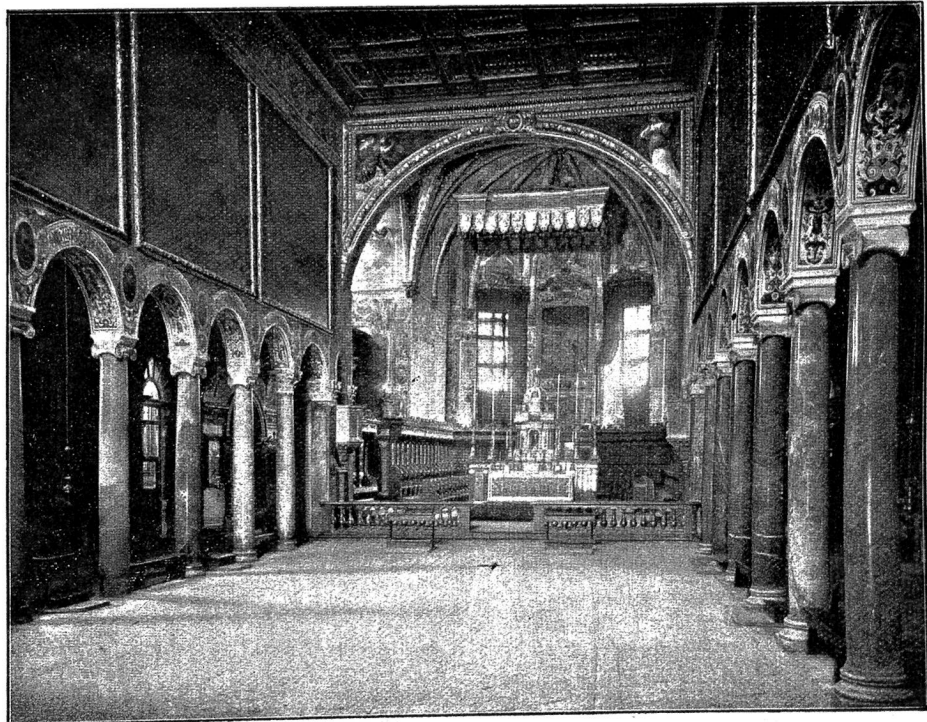
Schönes Land, wann sehen wir dich wieder?

## Perugia.

Mit sieben Abbildungen.

Wenn Arezzo ein Beispiel dafür bot, wie sozusagen jede Stadt, ja jeder noch so kleine Ort Italiens für den Reisenden Reiz und Interesse hat, so zählt Perugia direkt zu den besuchenswertesten Städten der Halbinsel. Wie Arretium war auch das alte Perugia bereits eine der zwölf Bundesstädte der Etrusker. Manchen Sturm hat der Ort erfahren, ja wiederholt völlige Zerstörung. Furchtbar litt die Stadt namentlich im sogenannten « bellum Perusinum », im Bürgerkrieg zwischen Octavian und Lucius Antonius, dem Bruder des Triumvirn Marc Anton. L. Antonius warf sich in das feste Perugia, ward hier eingeschlossen und sah sich, als in der völlig abgeschnittenen Stadt der Hunger aufs äußerste wütete, genötigt, sich zu ergeben im Winter des Jahres 41 v. Chr. Nun aber ging die Stadt, sei es durch Zufall oder auf Befehl Octavians, in Flammen auf. Wieder aufgebaut wurde sie als römische Kolonie mit dem Namen Augusta Perusia. Im sechzehnten Jahrhundert zerstörte sie nach siebenjähriger Belagerung der Gotenkönig Totila, und auch in den Kriegen der Langobarden, der Guelfen und Ghibellinen hatte die Stadt viel zu erdulden. Ihre Glanzzeit sah sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Da unterwarf sie sich vorübergehend fast ganz Umbrien, und mit dem bedeutendsten Ort der Landschaft ist natürlich nicht

zum wenigsten verknüpft der Ruhm der umbrischen Malerschule. Wer hat nicht von Pietro Perugino gehört, Raffaels Lehrer? Freilich, nicht zu Perugia, sondern zu Città della Pieve ist Pietro Vanucci geboren, das Haupt der umbrischen Schule (1446-1524); aber nach der wichtigsten Stätte seines Wirkens führt er eben den Namen „Il Perugino“. Wenn man Peruginos Werke studiert,



Perugia Abb. 7: Inneres von San Pietro de' Cassinesi (Phot. Minari, Florenz).